

Brigitte Blobel

Das kalte Land

Roman



Prolog

Diese Gegend zwischen den Meeren oben am 55. Breitengrad ist nichts für zarte Seelen, schon gar nicht im Winter, und der dauert hier von November bis März.

Eine leichte Brise kann sich über Nacht zu einem Orkan auswachsen, der Bäume entwurzelt und aus dem Meer ein wütendes Ungetüm macht, das riesige Brocken Land aus der Steilküste beißt, Bäume und Sträucher in den Abgrund reißt und Teile eines eben erst angelegten Wanderweges zwischen den Heckenrosenfeldern einfach zum Absturz bringt.

Stürme von der Windstärke elf oder zwölf lassen Schiffe kentern, und im Nebel laufen Frachter aus südländischen Meeren auf Sandbänke auf. Das warnende Dröhnen der Schiffssirenen frisst sich durch die dicken Nebelschichten, welche die lange, schmale Landzunge im Beltage-, ja wochenlang einhüllen können.

Sogar die Einheimischen vergessen dann die Umrisse ihres Dorfes, können sich kaum noch an die Linie des Horizontes erinnern oder die genaue Position des Leuchtturms bestimmen am äußersten Zipfel der Landzunge, die unter Naturschutz steht. Alles versinkt. Manche Nebel steigen im Morgendämmern wie aus dem Nichts aus dem eisigen Wasser auf, ziehen in feinen Schleifen über die Oberfläche, getrieben von leichten Nordwinden. Stauen sich am Küstenstreifen, in den flachen Wassern, die unter Eisschollen glucksen, tote Krebschalen vor sich herschiebend und Strandgut am Ufer ausspuckend.

Der einsame Angler, der bis zu den Hüften im seichten Meerwasser steht, ist eben noch deutlich zu sehen gewesen. Ein athletischer Oberkörper, helle Haare, die sich am Rand der Pudelmütze ringeln. In einer Latzhose aus Gummi, wetterfest und gegen hohe Kältegrade imprägniert. Wenn er die Angel auswirft, schlägt sie wie eine Peitsche auf das Wasser. Im nächsten Moment jedoch steigen Nebel auf und verschlucken den Mann. Und kein Laut. Nichts.

Wer kann Himmel und Meer, Küste und Land noch voneinander trennen? Der Angler hat nur noch die glucksenden Wasser um seine Stiefel, das leichte Surren der Rolle, von der die Schnur abspult, und das Ufer ist so fern wie der Mond.

Hauke Lorenzen angelt an diesem Februarmorgen Dorsche. Er ist vor dem Morgengrauen aufgestanden, ohne seine Frau zu wecken, die um diese Zeit ganz fest schläft. Ist geräuschlos in seine Angelkleidung gestiegen, hat sich in der Küche einen Becher Pulverkaffee aufgegos- sen, zwei Zwiebacke eingesteckt und ist mit dem Angelzeug draußen, als eben der erste helle Lichtstreifen sich im Osten zeigt.

Die Bucht am Ende der Landzunge, in der Hauke am liebsten fischt, hat aus der Vogelper- spektive die Form einer Sichel. Hellgelber Muschelkalk, der das graue Meer von grünen Koppeln trennt. Ein ebenmäßiger schöner Bogen, mit der Mondsichel am dritten Tag nach Neumond vergleichbar.

Im Norden ist die Bucht von einem verwilderten Obstgarten begrenzt. Die Gatter längst ver- rottet, die Zäune morsch, zerborsten. Und an den verschrumpelten Äpfeln, die im Herbst ins hohe Gras fallen, sind nicht einmal die Vögel interessiert. Das Obstgärtchen gehört zu einem Gut, das früher einmal im Besitz einer dänischen Baronin war. Ihre Großtante wanderte nach Kenia aus, um dort glücklos in zu großer Höhe Kaffee anzubauen. Jetzt sucht Ole Jürgensen, der Immobilienhändler, seit Jahren einen Kaufinteressenten für das Land. Aber Experten ha- ben Bodenproben genommen und festgestellt, dass die Wiesen versalzen und die Äcker über- düngt sind. Wer kauft schon ein Gut mit saurem Boden?

Im Süden der Bucht die Reetdachkate, die im siebzehnten Jahrhundert für den Amtsrichter der Gegend gebaut worden war, den man damals den Hadesvogt nannte und der ein ärmliches Leben wie die Lehensbauern führte. Zwei Zimmer, Küche, Wirtschaftsraum. Das Bad wurde erst Ende der Fünfzigerjahre eingebaut. Imposant ist nur die Allee mit den Ulmen, die auf das Haus zuführt, und die beiden keltischen Grabsteine rechts und links der Einfahrt. Seit die Ul- menkrankheit in Jütland grassiert, bangt Hauke Lorenzen um seine Ulmen. Sein Stolz, die ganze Pracht dieser Gegend. Ein Wahrzeichen, das die Fischer, wenn sie draußen mit ihren Booten unterwegs sind, immer erkennen. Acht Ausrufezeichen auf einem langen Gedanken- strich. Ohne die Ulmen würde sein Haus schutzlos wirken. Hilflos vor Sturm, Kälte und dem Schnee, der gegen die Fenster treibt.

Ein Pilz, der sich in dem Wasseradergeflecht der Wurzeln bis hoch in die Zweige festsetzt, verstopft die Wasserwege und lässt jahrhundertealte Bäume im Sommer verdursten.

Im Juli werden die Blätter schon gelb, und im August stehen sie ohne Laub da. Und Käfer tragen die Krankheit unterdessen von einem Baum zum anderen. Die Baumfäller werden

reich und fühlen sich unglücklich. Jeder Baum hier hat eine Geschichte. Jeder Baum wird geliebt.

»Ohne die Ulmen«, sagte Hauke einmal zu seiner Frau Rieke, »wäre unser Haus beim Verkauf nur noch die Hälfte wert.« – »Aber wir wollen das Haus doch gar nicht verkaufen«, rief Rieke, und Hauke nickte. »Nie im Leben.«

Hauke wirft die Angel wieder aus und wartet. An diesem Morgen ist er der einzige Angler in der Bucht. Manchmal stehen sie im Abstand von zwanzig oder fünfzig Metern und rufen sich gegenseitig ihre Fangquoten zu. Heute gäbe es nicht viel zu prahlen. Am Ufer steht der Plastikeimer. Der nasse schwere Sand ist von einer dünnen Schneekruste bedeckt, die leise knackt, wenn der Dorsch im Eimer um sein Leben kämpft. Manchmal geht Hauke den Weg mit dem Angelzeug und dem Eimer zu Fuß nach Hause. Aber heute parkt sein Wagen oben bei den Pappeln. Neben der Bank, auf der im Sommer die Feriengäste sitzen und das glitzern-de Meer bestaunen. Reglos stehen die Möwen auf den schwankenden Bojen, die Köpfe alle in die gleiche Richtung, damit der Wind ihnen nicht ins Gefieder greifen kann. Oder sie sitzen auf den Schiffsplanken und den Algenbergen, die von der letzten Flut angeschwemmt wurden.

Hauke kann das Linienschiff nach Faarborg nicht sehen. Zwei Meilen nördlich zieht es vorbei und stößt in gleichmäßigem Abstand warnende Nebelhornrufe aus. Manchmal hört man in den Pausen das sanfte Klatschen von Rudern, die aufs Wasser fallen. Aber sehen kann man in der Nebelsuppe nichts.

Hauke spürt seine Füße schon lange nicht mehr. Jetzt werden auch die Waden taub. Er muss vorsichtig sein, wenn er die Angel einrollt und mit seinem Fang zum Ufer zurückstakst. Er hat nach ein paar Stunden im drei oder vier Grad kalten Meer kein Gefühl mehr für den Untergrund, für die Form der Kiesel und Steine am Boden, kann sich in den Algen verfangen, ohne den Widerstand zu merken.

Oft dauert es den halben Tag, bis seine Füße wieder warm werden. Manchmal länger. Er spürt es an dem Prickeln, das zuerst an den Knöcheln beginnt und dann im großen Zeh. Es ist, als würden aus einem Blasrohr lauter winzige spitze Pfeile auf seine Beine abgeschossen. Es tut weh, aber trotzdem ist es ein schönes Gefühl.

Hauke lehnt sich dann immer von seinem Schreibtisch zurück, zieht die Knie so an den Körper, dass die Füße noch auf der Sitzfläche seines Schreibtischstuhles Halt finden, umschlingt die Zehen in den Wollsocken mit den warmen Händen und sagt »Aah«.

»Na«, fragt Martin dann, der wieder einmal gerade davon träumt, irgendwann einen ganz großen Gangsterboss in flagranti zu erwischen, »kommt das Leben zurück?«

Und Hauke nickt und lächelt versonnen in sich hinein. Wenn er beschreiben sollte, was er unter Glück versteht, wäre es wahrscheinlich das: wie die Wärme in den Körper zurückkommt. Wie alles, Muskelfasern, Nerven, das Adergeflecht wieder fühlbar wird. Hauke hat Bücher gelesen über die Möglichkeit, sich einzufrieren und im dritten Jahrtausend wieder auftauen zu lassen. Er kann sich vorstellen, was diese Menschen in den ersten Stunden fühlen. Er wäre, wenn die Zeit für solche Experimente reif ist, gerne dabei, fürchtet aber, dass er das nicht mehr erlebt.

So lange wird er weiter im Winter in der Bucht oben an der dänischen Grenze fischen, in den Nebel starren, auf das warnende Horn der Fährschiffe lauschen, die den Liniendienst mit den kleinen dänischen Inseln auch bei Eisgang aufrechterhalten.

Sein Wagen parkt weiter westlich, wo der Boden nicht ganz so sumpfig ist nach den letzten großen Regenfällen. Die Heckklappe ist geöffnet, der Wagenschlüssel steckt. Jeder könnte einfach einsteigen und wegfahren. Wahrscheinlich liegen die Wagenpapiere griffbereit im Handschuhfach.

Aber er ist unbesorgt. In dieser Gegend hat es noch keine Autodiebstähle gegeben, jedenfalls nicht um diese Jahreszeit. An einem neblig-eisigen Februarmorgen, an dem nicht einmal die Dorsche beißen.

2

Der einzige Fisch, den er in drei Stunden gefangen hat, zappelt in dem roten Plastikeimer, der einsam auf dem gefrorenen Sand steht. Er krümmt sich und schlägt mit der Schwanzflosse in einem fast verzweifelten Kraftakt gegen die Wand des Eimers. Aber es genügt nicht, um hinauszuschnellen. Er gibt auf. Seine Augen werden glasig, die Kiemen sind weit geöffnet. Und er rührt sich nicht mehr, als der Angler seine Schnur einrollt und zum Eimer geht, ihn hochhebt und hinüberträgt zu seinem Auto. Der Dorsch ist ein guter Dreipfünder, eine ausreichende Mahlzeit für drei Personen. Er wird ihm eine Schnur durch die Kiemen ziehen und ihn an Leonies Tür hängen. Er wird nicht klingeln. Nicht darauf warten, dass Leonie öffnet und etwas zu ihm sagt. Auch wenn er gerne ihr Lächeln sähe an so einem Tag, in dem sonst alles im Nebel versinkt.

Dieses Lächeln, das die Landschaft, wie er findet, ein bisschen heller macht. Wird er sich das versagen? Nicht aus Schüchternheit. Nicht, weil es ihm peinlich wäre, dass Leonie endlich wusste, wer ihr morgens manchmal einen Fisch an den Haustürknauf hängt. Er ist einfach so. Er drängt sich nicht auf. Leonie ist eine verheiratete Frau, und er will ja nichts, als ihr eine Freude machen.

Es genügt ihm schon, wieder ins Auto zu steigen und sich ihr Erstaunen auszumalen, wenn sie morgens aus dem Haus tritt, in ihrer Gartenkluft, und plötzlich den silbernen Fisch entdeckt. Es genügt ihm, sich vorzustellen, dass sie dann lächelt und sich überlegt, wer das wohl war.

Das Haus, in dem Leonie mit ihrem Mann Tjark und ihrer Tochter Annkatrin wohnt, liegt auf dem höchsten Punkt der kleinen Halbinsel von Börmoos. Es liegt höher als die anderen Häuser des Dorfes. Selbst die Kirche, ein aus großen grob gehauenen Felsquadern im dreizehnten Jahrhundert errichteter klotziger Bau, liegt ein bisschen tiefer als Leonies Haus. Nur die Kastanienbäume, deren Wurzeln manchmal die Grabsteine an den Friedhofsmauern aufheben und umstürzen lassen, ragen, vom Meer aus gesehen, über Leonies Reetdach hinaus. Das hat er oft festgestellt. Im Sommer, wenn er mit dem Boot unterwegs ist.

Rieke wird er nicht erzählen, dass er etwas gefangen hat. Er hat keine Lust auf ihre Fragen. Dabei mag sie gar keinen Dorsch. Aber einer anderen gönnt sie die Fische auch nicht. Schon gar nicht Leonie.

»Wieso der?«, hat sie gefragt, als er einmal unvorsichtig genug war zu sagen: »Ich habe den Fisch an Leonies Tür gehängt.« Ebenso gut hätte er sagen können: »An Tjarks Tür.« Und es wäre okay gewesen. Denn Tjark ist einer von hier. Einer aus dem Dorf.

Ein bisschen hat ihn schon der Teufel geritten, als er Leonies Namen ins Spiel gebracht hat. Er weiß, wie die Frauen im Dorf über sie reden. Sie ist ihnen mit ihren dreiunddreißig Jahren ein bisschen zu langbeinig, ein bisschen zu stolz, die Figur zu mädchenhaft, zu attraktiv. Und sie ist wortkarg. Hinter ihrer glatten hohen Stirn verbergen sich Gedanken, die keiner kennt. Sie blickt den Leuten in die Augen, ohne zu zucken. Weicht keinem Blick aus. Verweigert nie eine Antwort. Aber lacht nicht, wenn andere lachen.

Der Witz, bei dem Leonie Broders lacht, hat jemand neulich beim Skatturnier gesagt, als die Rede zufällig auf sie kam (die Rede kommt oft zufällig auf Leonie), der muss noch erfunden werden.

Mit Leonie tratscht keine der Frauen von Börmoos. Sie erfährt nichts über die Dinge, die im Dorf passieren. Und es geschieht vieles, und nicht alles ist gut. Der Pastor macht manchmal Andeutungen in seiner Predigt von der Kanzel.

Doch Leonie geht nicht in die Kirche. Nicht zu Taufen, Konfirmationen und Beerdigungen. Als der alte Hinnerk aus dem Dorf gestorben ist, hat nur Tjark seinen schwarzen Anzug aus dem Schrank geholt und den Trauerzug begleitet.

Wie eine Mauer aus Felsstein ist das Schweigen um Leonies Haus herum. Das Gewisper und Geflüster im Dorf, das Tratschen und Tuscheln prallt an dieser Wand ab, sucht sich seinen Weg darum herum.

Sie hilft ja nicht einmal bei den Vorbereitungen zur Adventsfeier, nicht beim Weihnachtsbazar. Sie hat mit Tjark den Silvesterball noch vor Mitternacht verlassen. Vielleicht nur, um sich nicht an der großen Umarmung, an der Küsserei zu beteiligen. An dem Partnertauschtanz in Sektlaune nach alten Frank-Sinatra-Platten. In ihrem hautengen schwarzen Kleid, hochgeschlossen, aber so kurz, dass man die wohlgeformten Schenkel sehen konnte, hat sie an Tjarks Seite den Ballsaal in Roikier verlassen. Und so einer hängt Riekes Mann einen Dorsch an die Tür und macht sich im Dorf zum Narren. Glaubt er denn, die anderen merken das nicht? Glaubt er denn, bei Kalle Jensens Haus bewegt sich nicht die Gardine, wenn sein Wagen vor Leonies Tür hält?

»Es wird schon seinen Grund haben«, knurrt Rieke, »dass niemand sonst ihr etwas steckt. Dass niemand sonst mit ihr redet. So was hat immer seinen Grund.«

Hauke Lorenzen hebt die Schultern. Rieke mustert ihren Mann von ihrem Sessel aus, die geschwollenen Beine hoch gebettet.

Sie hat ihn lange nicht so angeschaut. Wie eine Fremde betrachtet sie den Mann, mit dem sie zwanzig Jahre verheiratet ist, und stellt fest, dass er noch ziemlich gut beieinander ist. Besser als sie jedenfalls. Viel, viel besser. Immer noch gut gebaut und der Gang wie ein Athlet. Und wenn er da am Tisch sitzt, seinen Tabaksbeutel ausrollt, ein Zigarettenblatt nimmt, Tabak hinaufrieseln lässt, das Blättchen anfeuchtet mit dem Blick gegen die Zimmerdecke, als erfordere das unglaubliche Konzentration, das Blatt mit der Zunge anfeuchtet, die Enden festklopft, das silberne Feuerzeug aufflammen lässt und die Tabakkrümel von den Fingerkuppen bläst, dann ahnt sie, wie die Mädchen der Handballer ihm wohl hin und wieder Blicke zuwerfen. Dann ist er für sie nicht der alte Champion, der die Jungs trainiert, einer, der seine aktiven Sportjahre schon lange hinter sich hat, sondern einer, mit dem man, wenn es sich so ergibt, durchaus noch was anfangen könnte ... Hauke spürt ihren Blick. Er bläst Rauchkringel in die Luft.

»Na?«, fragt er. »Noch was?«

Rieke nickt. »Ja«, sagt sie. »Und es wird seinen Grund haben, dass ausgerechnet mein Hauke so scharf auf diese Frau ist.«

Hauke steht auf. Sucht den Aschenbecher. Geht dicht an seiner Frau vorbei, legt seine Hand auf ihren Nacken. Massiert sie ein bisschen.

»Ich interessiere mich nur von Berufs wegen«, sagt er sanft. »Spinn dir jetzt ja nicht was zusammen. Rein von Berufs wegen.«

Rieke nickt. Aber sie glaubt ihm nicht.

Die Luft ist voller Geschrei, den ganzen Morgen schon, voller Gekrächze und Gezänk. Mit dem Aufwachen hat es begonnen. Selbst bei geschlossenen Fenstern hat man es gehört. Tjark schläft lieber so, mit heruntergezogenen Rollos. Sie könnte immerzu die Luft und den Wind hereinlassen. Die Geräusche draußen hört sie sowieso, das Käuzchen und den heiseren Schrei des Fasanenmännchens, der den Fuchs verschreckt. Bei Nordwind das Brummen der Fernlaster, die in Gelting die erste Fähre nach Faarborg erreichen wollen, das Husten der Schafe hinten auf der Koppel: sie hört sowieso alles. Sie kann nicht abschalten, auch nicht nachts. Manchmal träumt sie schon von den Krähen, bevor sie überhaupt auf der Kastanie gelandet sind, das blauschwarze Gefieder schütteln. Sogar das kann sie hören.

»Du musst das einfach wegnipsen, dieses Geräusch«, sagt Tjark, »mich stört das doch auch nicht.«

Leonie sagt nichts dazu. Was soll sie auch sagen? Tjark wirft den Krähen manchmal morgens auf dem Weg zur Garage ein paar Brotkrumen hin. Sie beobachtet es vom Küchenfenster aus. Sie weiß nicht, ob er es tut, um sie zu ärgern. Sie kann es sich nicht vorstellen, aber er lacht, wenn er sieht, wie die Vögel sich gierig ganz nah an ihrem Haus auf den Boden fallen lassen, um jede Krume zanken und sich mit scharfen Flügelhieben gegenseitig von der Futterstelle vertreiben.

Der Morgen ist hell und klar, ein Februartag.

Der eisige Ostwind hat etwas nachgelassen – Windstärke sechs bis sieben, hat der Radiosprecher angekündigt. Sie könnte ebenso gut ein bisschen im Garten arbeiten. Seit fünf Tagen hat es keinen Frost gegeben, die Erde müsste wieder weich sein. Vielleicht vertreibt ihre Geschäftigkeit draußen die Vögel, vielleicht lässt es sie für eine Weile verstummen. Krähen sind neugierige Tiere. Möglich, dass sie über dem Zuschauen das Schreien vergessen. Sie könnte sich Ohrenschützer aufsetzen oder einen Wollschal um den Kopf binden. Aber das nützt gar nichts. Sie hat alles schon versucht. Das Gekrächze der Vögel dringt durch jede Pore in sie hinein; sie weiß es, sie kann nichts dagegen tun.

Die Krähen sitzen seit dem Morgengrauen in ihrer Kastanie, der großen, vielleicht achtzig oder hundert Jahre alten Kastanie an der Westseite des Hauses, hüpfen auf den Ästen herum, picken zornig auf die Rinde, hacken sich gegenseitig, flattern auf, lassen sich auf einem anderen Ast nieder. Manchmal lassen sie sich fallen, wie tot, landen trotzdem weich abgebremst auf dem Rasen, der braun und morastig ist von dem langen, nassen Winter. Faules Obst liegt noch da; sie war wieder nicht sorgfältig genug. Die Krähen sehen alles. Auch das Stückchen Butterbrotpapier auf dem Kompost, um das sie sich zanken, als gälte es das Leben. Sie sehen genau, was Leonie in der Emaille-Schüssel nach hinten bringt. Von der Küchentür zum Kompost. Es sind gekochte Kartoffeln. Das wird sich wie ein Lauffeuer herumsprechen, und weitere Krähenscharen werden in der Nacht über ihren Garten herfallen. Sie hört das im Schlaf, fühlt das im Schlaf, auch wenn sie lautlos kommen, sich lautlos im Schutz der Nacht ihren Platz in der knorrigen Baumkrone suchen, den Kopf eingezogen, den Schnabel gegen die Brust gepresst, die starren kalten Augen geschlossen. Es gibt auch andere Leute in der Gegend, die Krähen nicht leiden können. Die sie fürchten wie böse Geister aus dem Totenreich. Sie steht an dem Küchenfenster, von dem aus sie einen Teil der Bucht sehen kann, trinkt ihren zweiten Becher Kaffee und hört ein Oboenkonzert von Vivaldi.

Die Nebel haben sich fast aufgelöst. Nur noch Fetzen wie von zerrissenen Tüchern jagen sehr flach über das Meer in Richtung Süden. Sie lehnt auf dem Arbeitstisch unter dem Fenster und kann sich nicht satt sehen an diesen durchsichtigen Schleiern, an der Eile, mit der sie sich auflösen, neu gruppieren und schließlich hinter den blinkenden Getreidesilos verschwinden. Dieser Seenebel, der sich in nichts auflöst, fasziniert sie. Wie das angehen kann: dass eben alles noch so grau, so undurchdringlich, so ausweglos war, auf einmal wie durch Zauberhand klar und einfach und schillernd schon daliegen kann.

An dieser Stelle ihrer Gedanken wirkt der klare Ton der Oboe auf einmal verzerrt, und Leonie schließt gepeinigt die Augen. Sie kann nicht herausfinden, warum die CD mal glatt durchläuft und dann wieder hakt. Es wird Zeit, mit Musik aufzuhören und in den Garten zu gehen. Im Wetterbericht gestern Abend haben sie ein neues Tief aus Norwegen angekündigt. Das wird am Abend schon da sein, und dann kann sie vielleicht wieder tagelang nicht draußen arbeiten. Tjark schaut sie dann, wenn er abends heimkommt, immer so mitleidig an, als wisse er, wie ihr das fehlt. Das Schufteln draußen in der kalten Luft, das Auslüften, das Durchpusten des Kopfes. Wenn sie am Tag im Garten gewesen ist, hat sie nachts sanftere Träume. Ob Tjark das ahnt?

Leonie, in Jeans, dicken Wollsocken und Holzpantinen, geht durch die Küche, den Wirtschaftsraum mit den Waschmaschinen, dem Trockner und der Kühltruhe in den Schuppen. Sie

holt die Schubkarre, eine Forke, einen Spaten. Sie wird Komposterde unter das Malvenbeet neben der Haustür arbeiten; dort ist die Erde weich, auch wenn woanders der Frost im Boden steckt. Es ist zu nah am Haus, außerdem die Südseite. Vielleicht laufen auch Rohre in der Nähe, Warmwasserrohre. Irgendetwas, das den Frost aufhält.

Als sie die Schubkarre neben dem Beet absetzt und sich aufrichtet, um eine Haarsträhne aus dem Gesicht zu schieben, fängt ihr Auge einen Blitzstrahl auf, wie ein Messer, das man dreht, bis das Licht in einem bestimmten Winkel darauf fällt. Etwas silbern Blinkendes hängt an ihrer Haustür. Es ist ein Fisch. Bei jedem Windstoß schwankt er ganz leicht, und die Sonne verfängt sich in den Schuppen. Leonie stellt den Spaten weg, wischt die Hände an den Jeans ab und geht auf die Haustür zu.

»Ein Dorsch«, sagt sie. Und fügt hinzu: »Schon wieder.«

Sie weiß natürlich, dass man im Winter in dieser Gegend fast nur Dorsche und Makrelen fängt. Dennoch ist sie ein bisschen enttäuscht. Sie schaut sich um. Es ist niemand zu sehen. Sie blickt in den Briefkasten. Keine Nachricht, kein Zettel. Also wieder Hauke Lorenzen. Wieder hat er ihr einen Fisch an den Türknauf gehängt. Und noch immer weiß sie nicht, warum er das tut. Ihre Finger sind ein bisschen klamm und ungelenk. Sie hat Schwierigkeiten, den Bindfaden vom Türknauf zu lösen. Irgendwann gelingt es, und sie trägt den Fisch in die Küche, lässt ihn ins Spülbecken gleiten und dreht den Wasserhahn auf. Als sie den Fischkopf anhebt, kommt es ihr vor, als blicke der Fisch sie an. Als wäre in seinem Gesicht ein Ausdruck, den sie an den anderen Fischen, die schon in diesem Becken auf ihre Zubereitung gewartet haben, nicht bemerkt hat. Sie lässt den Fisch wieder los. Er rutscht ins Becken zurück.

»Meinetwegen«, sagt sie zu ihm, »hättest du nicht sterben müssen.«

Zwei Stunden später, als das Malvenbeet längst versorgt ist und sie eigentlich in der Küche stehen und das Mittagessen für sich und Annkatrin zubereiten sollte, steht sie mit einem Kännchen an der Gartenpforte, um die alten Scharniere zu ölen. Sie tut es wegen Tjark. Tjark ist in der letzten Zeit jedes Mal wach geworden, wenn die Gartenpforte quietscht. Es ist wirklich ein abscheuliches Geräusch, und Tjark wird so leicht nicht wach.

Sie war schon vorher wach gewesen, hatte das Auto gehört, das vor der Tür gehalten hatte. Die Stimme ihrer Tochter, das Lachen, dann eine dunklere, unbekanntere Stimme. Das Schlagen von Wagentüren und dann Stille, endlos, ewig, bis die Wagentüren noch einmal schlugen und sie noch einmal die Stimme ihrer Tochter hörte. Dann endlich das Quietschen der Gartentür.

»Was ist los?«, Tjark schreckt aus dem Schlaf. Sie legt ihre Hand auf seine Schulter und murmelt besänftigend: »Nichts. Schlaf weiter.«

Sie liegt mit offenen Augen und lauscht weiter auf die Geräusche im Haus. Annkatrin unten in der Küche holt sich aus dem Kühlschrank etwas zu trinken. Immer, wenn sie heimkommt, hat sie Durst. Möchte möglichst wenig Lärm machen. Zieht vor der Treppe ihre Stiefel aus. Schleicht sich nach oben in ihr Zimmer. Kommt wieder heraus. Verschwindet im Bad. Das dumpfe Brummen, wenn die Dusche läuft. So lange unter der Dusche, mitten in der Nacht. Es ist halb eins. Und Annkatrin muss am nächsten Morgen um Viertel vor sieben wieder raus. Und steht eine halbe Stunde unter der Dusche mitten in der Nacht.

Besser, sie ölt die Scharniere der Gartentür. Besser, Tjark wird nicht misstrauisch. Tjark und Annkatrin verstehen sich so gut. Er liebt das Mädchen, von ganzem Herzen. Das weiß Leonie. Und manchmal verspürt sie einen Stich von Eifersucht, wenn sie das geheime Verständnis der beiden beobachtet. Dieses stillschweigende Vertrauen. Dabei lügt Annkatrin, und es macht ihr nichts aus, dass Leonie das weiß. Sie lügt zum Beispiel, wenn Tjark sie fragt, wann sie nach Hause gekommen ist von ihrer Freundin. »Oh«, sagt Annkatrin, »so gegen elf, glaube ich.« Dabei war es eins, und bei der Freundin ist sie auch nicht gewesen. Besser, Tjark erfährt es nicht.

Daran denkt sie, als ein Motorengeräusch sie aufblicken lässt. Der Wagen biegt von der Norderstraße ab und kommt an den Höfen von Sieks und Martens vorbei die Straße nach Börmoos herauf.

Als der Wagen zwischen der Scheune und der Rübenmiete auftaucht und ein Sonnenstrahl die Breitseite erhellt, sieht sie, dass es ein Polizeiwagen ist. Hauke Lorenzen also.

Sie überlegt, welcher Tag heute ist. Sie schaut verstohlen auf die Uhr. Es gibt keinen Grund, warum sie den Tag überlegt und die Uhrzeit kontrolliert. Sie beugt sich über das Gartentürchen und arbeitet ruhig weiter, während sie auf das Motorengeräusch des Wagens hört. Dabei bemerkt sie doch, wie ein unerwarteter Sonnenstrahl dem gelben Krokus auf dem Rasen eine fast schmetterlingshafte Form gibt. Die weit geöffneten Blütenblätter und der schamlos dargebotene Samenständer und fast gleichzeitig weit entfernt ein Rauchpilz, der aufsteigt, sich ausbreitet, zu einer Spirale zusammenzieht und als feiner Wolkenstreifen vom Wind auf sie zutreibt. Das war immer schon ihre Art gewesen, alles gleichzeitig zu sehen und in einen Zusammenhang zu bringen, den niemand außer ihr verstand.

Sie zerrt das Samtband aus ihren Haaren und schüttelt wild den Kopf, weil ihre Kopfhaut sich auf einmal zusammenzieht. Aber auch das ist nicht neu. Sie muss aufhören, sich die Haare so

straff zu einem Pferdeschwanz zu binden. Tjark sagt das schon lange. Bei deinem schönen Haar, sagt er. Du machst dich mutwillig älter. Sie weiß aber, dass sie ohne diese Frisur wie zwanzig aussehen würde. Ihre Knie zittern, als sie merkt, dass Hauke Lorenzen sein Polizeiauto abbremst, dass er immer langsamer fährt, so, als wolle er die gelben Müllsäcke, die an den Hecken abgestellt sind, auf ihren Inhalt kontrollieren, so langsam fährt er plötzlich. Man kann tatsächlich ziemlich gut sehen, was die Leute in die gelben Säcke packen. Die Milchtüten, die Joghurtbecher, das ist erlaubt. Aber was ist mit den Bierdosen, die Annkatrin und ihre Freunde immer heimlich in die Säcke schmuggeln?

Sieht er das auch?

Als wenn Leonie nicht wüsste, dass Annkatrin Bier trinkt. Als wenn man es nicht riechen könnte, abends, wenn sie heimkommt. Als wenn man es ihren Freunden, die sie manchmal heimbringen, nicht am Gang ansehen könnte. Aber wozu regt sie sich auf? Tausendmal hat sie alles gesagt. Tausendmal.

Das Kniezittern gab es früher nicht, wird aber häufiger, wenn etwas Unvorhergesehenes oder etwas, wovor sie sich in Träumen schon gefürchtet hat, auf einmal Wirklichkeit wird. So, als hätten die Gelenke keine Sehnen mehr. So, als könnte ganz einfach das Gelenk des Knies aus der Kugel springen.

Hauke Lorenzen bremst vor dem Gartentor, stößt die Fahrertür auf und steigt aus. Er lehnt sich auf das Autodach, ein Bein wahrscheinlich auf dem Trittbrett, und grinst. Auf dem Beifahrersitz sitzt ein junger Mann, den Leonie nicht kennt. Er trägt auch eine Uniform, er kurbelt das Fenster herunter und mustert sie neugierig. Dann fällt sein Blick auf die Schubkarre. Auf die Forke.

»Ist das nicht ein büschen früh, Leonie?«, fragt er lachend.

»Was?«

»Na, das Graben und Pflanzen. Wir kriegen bestimmt noch mal Frost.«

»Ich pflanz' ja noch nicht. Hab' nur den Kompost untergearbeitet. Da im Malvenbeet.«

»Ach so.« Hauke Lorenzen schlägt die Tür zu und kommt näher.

Das Zittern der Knie wird stärker. Hinter seiner linken Schulter ist die Rauchsäule. Vielleicht brennt ein Bauer in Haneby sein altes Stroh ab. Hauke Lorenzen lächelt. Er reibt sein Knie. Er blickt ihr ins Gesicht, und Leonie versucht, diesem Blick standzuhalten. Dabei spannt sich ihre Kopfhaut so, dass sie sie am liebsten mit allen Fingern rubbeln würde.

»Sonst alles in Ordnung?«, fragt er, sich irgendwie beiläufig umsehend. »Keine besonderen Vorkommnisse?«

»Was für Vorkommnisse?« Leonie muss sich räuspern, ihre Stimme ist heiser und ohne Modulation. Früher hat sie eine schöne weiche Stimme gehabt. Das hat man ihr immer wieder gesagt, eine Rundfunkreporterstimme. Sie hat lachen müssen, als sie das zum ersten Mal hörte. Rundfunkreporter! Wenn es was gab, das ihr ferner lag, dann das. In der Öffentlichkeit stehen! Vor anderer Leute Augen etwas sagen oder gar fragen! Leute aushorchen müssen! Über Dinge reden, die keinen Fremden etwas angingen, und zwar ganz ausführlich. Indiskret sein, schamlos sein,forsch und frech! Sie und eine Reporterstimme! Manche Leute haben eben von nichts eine Ahnung.

Was Hauke sieht, muss ihn arglos stimmen. So ein schönes Haus, zweihundertundsiebzig Jahre alt. Im Sommer ganz zugewachsen mit Efeu und Clematis an der Nordseite, duftenden Kletterrosen im Süden und Westen und Kletterhortensien im Osten. Alles lange vor ihrer Zeit gepflanzt. Aber es findet durchaus ihre Billigung, wie fast alles an diesem Haus, wenn man das Äußere meint, das Sichtbare, das Greifbare. Jetzt sieht man natürlich nur die armdicken verschlungenen Triebe der Clematis und der Rosen. Blattlos sehen sie den Winter über nicht anheimelnd aus. Und immerzu tropft die modrige Feuchtigkeit aus dem Reet, hin und wieder fällt ein Moosbrocken auf die Steine und den Kies, aber manchmal erblüht mitten im Februar aus so einem Moosteilchen plötzlich ein kleines Veilchen oder eine Primel, einmal sogar eine Birke. Vielleicht Samen, von Vögeln beim Moospicken im Reet abgelegt.

»Annkatrin in der Schule?«, fragt Hauke Lorenzen mit einem Blick auf den Fahrradschuppen, dessen Türen offen stehen. Das Garagentor ist geschlossen. Ebenso gut hätte er fragen können, ob Tjark im Büro ist, aber nach dem fragt er nie.

»Ich denke schon«, sagt Leonie.

Hauke lacht. Er beugt sich über das Gartentor und legt ihr flüchtig die Hand auf den Arm.

»Das war gut gesagt, Leonie.« Er lacht wieder. »Was wissen Eltern schon über ihre Kinder, was?« Er geht zu seinem Wagen zurück, fährt dabei mit der Hand fast zärtlich über den Kühler. Er hat den neuen Dienstwagen erst im Dezember bekommen. Leonie schaut zum ersten Mal den Beifahrer an. Sieht ihm ins Gesicht. Er ist doch nicht so jung, bestimmt über dreißig. Er hat einen blonden Schnauzer und braune Augen. Für diese Gegend und für seinen Beruf ungewöhnlich langes Haar. Jedenfalls über die Ohrläppchen hinaus.

»Das ist übrigens ein neuer Kollege«, sagt Hauke, als er Leonies Blick bemerkt. »Hilft mir ab jetzt ein bisschen bei der Arbeit. Wird ja doch immer mehr, was? Selbst hier, in dieser Gegend. Mann, wenn ich denke, früher, da hatten wir bloß ein Polizeirevier in Flensburg, und das genügte für die ganze Geltinger Bucht. Ich sag ja, amerikanische Verhältnisse haben wir bald.«

Leonie nickt dem jungen Kollegen zu, ohne zu lächeln, und er grüßt aufmerksam zurück. Er mustert sie. Das ist ihr unangenehm. Sie sieht, dass sie sich die erdigen Hände an den Jeans abgewischt hat. Immer wieder an der gleichen Stelle. Er sieht es auch.

»Das ist Martin Remmers. Kommt direkt von der Polizeischule. Ist noch grün hinter den Ohren. Aber schlau. Hat beste Zeugnisse.«

»Na, übertreib man nicht.« Martin poliert mit dem Jackenärmel das Zifferblatt seiner Uhr. »Ist schon büschen her, dass ich auf der Polizeischule war.«

»Stimmt.« Hauke zwinkert Leonie zu. »Da war doch noch was?« Er macht einen Schritt auf sie zu und gibt seiner Stimme einen verschwörerischen Ton.

»Er hat ein Spezialtraining hinter sich. Kein Verbrecher ist vor ihm sicher, was, Martin?«

Leonie merkt, dass er immer mal wieder einen Blick zur Haustür wirft, als wolle er ganz sicher sein, dass sie den Fisch auch abgehängt hat. Oder wartet er darauf, dass sie sich bedankt?

»In dieser Gegend«, sagt Martin, »passiert ja nichts.«

Als er Leonies Blick bemerkt, wird er ein bisschen rot und fügt schnell hinzu: »Gott sei Dank, wollte ich sagen. Gibt ja inzwischen kriminelle Gegenden genug, oder?«

»Er kommt aus der Gegend«, sagt Hauke. »Ist in Kattrott zur Schule gegangen. In den Bergen, wo er ausgebildet wurde, da hat er Platzangst gekriegt. Stimmt's, oder stimmt's nicht?«

»Wer hier in der Gegend aufgewachsen ist«, sagt Martin, »will immer wieder zurück. So ist das.«

»Das musst du der Leonie Broders nicht erzählen. Die weiß davon nichts. Die ist ganz woanders aufgewachsen: wo eigentlich genau?«

Leonie war auf die Frage nicht vorbereitet. Andererseits hat sie das sichere Gefühl, dass sie Hauke ebendiese Frage früher schon einmal beantwortet hat.

»Ich komm aus dem Hessischen«, sagt sie. »Frankfurter Gegend.« Sie meint in Haukes Blick ein kurzes Erstaunen zu erkennen. Hatte sie damals was anderes gesagt? Sie lächelt.

»Im Sommer ist es hier schöner.«

Hauke, ganz entspannt, lächelt zurück. Er gibt Martin einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter und wendet sich dem Auto zu.

»Im Winter auch«, sagt Martin. »Dieser Wahnsinnige da geht sogar bei Eis und Schnee zum Angeln.«

Hauke und Leonie werfen sich über das Autodach einen Blick zu. Ist das jetzt der Moment?, fragte Leonie sich.

»Komm, Martin, wir halten die Frau nur von der Arbeit ab. Die Tochter kommt bald aus der Schule und will was zu essen auf dem Tisch haben.«

Eine kurze Pause. Wie ein Augenzwinkern.

»Und? Was gibt's denn Schönes?«

Leonie schaut ihn an. Martin hat die Tür vom Beifahrersitz geöffnet. Umständlich öffnet er die Jacke, um sich hinzusetzen. Dabei sieht Leonie den Pistolenhalter. Bestimmt hat er das extra so eingerichtet. Wer auf der Spezialeinheit war und von großen Verbrechern träumt, braucht so was.

»Dorsch«, sagt Leonie. »Ganz leckeren frischen Dorsch.«

Als Hauke winkend davonfährt, sieht Leonie noch eine Weile das Gesicht des Polizisten vor sich, das vor Freude wie erleuchtet wirkt.

»Na?«, sagt Hauke Lorenzen. »Was meinst du?«

Sie fahren gerade an der Friedhofsmauer entlang. Eine aus riesigen Felsbrocken aufgeschichtete Wand, durch die sich armdicke Baumwurzeln der Kastanien zwängen. Manchmal heben sie die Steine wie kleine Murmeln einfach aus dem Mauerwerk. Und dann poltern sie auf die Straße. Aufpassen muss man immer. Die Kirche steht schon seit fünfhundert Jahren, und der Friedhof soll ebenso alt sein. Grabsteine noch aus dem siebzehnten Jahrhundert. Seeleute, Kapitäne, Walfänger darunter. Auch eine brasilianische Prinzessin, die ein Seefahrer einfach als Geisel mitgenommen hat. Fünfzehn Jahre ist sie nur alt geworden. Dann rollen sie rechts die Anhöhe wieder hinunter auf das Meer zu, das unter einer dicken Nebelbank liegt, noch immer. Nur an den Küsten reißt die Nebelschicht schon etwas auf. Lässt mal ein Windrad, einen Getreidesilo oder einen Leuchtturm auf der Klippe erahnen.

»Wozu willst du meine Meinung?«, fragt Martin.

»Na, zu ihr. Leonie Broders.«

Martin hebt die Schultern. »Wer so einen Typ mag«, sagt er. »Für mich wär's nichts.«

Hauke lächelt. »Und wieso nicht?«

»Weiß nicht. Zu kühl irgendwie.« Er lacht plötzlich. »Ich wette, die kratzt und beißt, wenn man die ganz harmlos küssen würde. Irgendwie männerfeindlich, oder? Ist die in einem Frauenclub oder so?«

Hauke hat beide Hände am Lenkrad. Trommelt eine Melodie. Schüttelt sanft den Kopf. Martin blickt ihn von der Seite an. Plötzlich kommt ihm eine Idee. »Wahrscheinlich müsste sie einfach mal lächeln. Dann hätte man irgendwie weniger Komplexe. Echt. Die Frau macht mir Komplexe. Aber wenn sie lachen würde ... oder wenigstens so ein kleines Lächeln ...«

»Vielleicht«, sagt Hauke, »hat sie nicht so viel Grund zum Lächeln.«

Sie tauchen in eine Nebelbank ein. Instinktiv stützt Martin sich am Armaturenbrett ab. »Langsamer ... Mann!«, ruft er.

Hauke tritt auf die Bremse. »Keine Angst, Martin. Hier kenn' ich jeden Stein.«

»Auch jeden Hund, der einfach über die Straße rennt im Nebel?«, sagt Martin gereizt. »Das ist tückisch, Mann.«

Martin schaut ihn an. Hauke sagt nichts weiter, bis sie in den Weg nach Roikier einbiegen. Meistens steht hier ein Rudel Rehe auf der Koppel, und Habichte hocken reglos auf den Zaunmasten. Vielleicht auch jetzt, wo der Nebel alles verschluckt. In der Ferne die Fähre nach Faarborg, roter Bug mit weißen Aufbauten. Genau wie dieses Schiff, das damals in der Ostsee untergegangen ist und vierhundert Leute mit in die Tiefe gezogen hat. Mit dieser hoch aufragenden Heckklappe für die Autos. Hauke musste manchmal diese Fähre nehmen und hat immer Angst davor. Aber das verrät er nicht einmal seiner Frau, die ja im Wagen sitzen bleibt während der Überfahrt, mit vorwurfsvollem Gesicht, dass er oben an Deck spazieren geht und sich vielleicht rechtzeitig durch einen Sprung ins Schlauchboot retten könnte, wenn etwas passiert. Aber würde er das tun? Seine Frau unten absaufen lassen und sich selber davonstellen? Das glaubst du doch selbst nicht, sagt er zu sich, morgens vor so einer Fahrt, wenn er sich vor dem Spiegel rasiert.

»Hast du was mit ihr?«, fragt Martin.

Hauke runzelt die Stirn. Er hatte diesen Habicht beobachtet, der gerade im Zeitlupentempo die Schwingen ausbreitete und sich aufrichtete, den Blick starr auf einen Punkt des Feldes gerichtet. Er schüttelt den Kopf. Fragt: »Wie alt schätzt du sie?«

»Solche Frauen kann ich nicht schätzen.«

Hauke schaut kurz zur Seite, die Augenbrauen hochgezogen. »Sie ist erst dreiunddreißig.«

Er betrachtet Martin. Was hinter dessen Stirn so alles vorgeht. Man weiß ja noch nichts voneinander, obwohl man sich duzt. Seit ein paar Tagen, seit dieser Nacht, als sie beim Pils so richtig versackt waren. Im »Klönchnack« in Harrislee. Vielleicht ist das ein Fehler gewesen. So ein »Sie«, das schafft mehr Distanz. Aber er hat, als Martin ihm das Du anbot, nicht den Vorgesetzten, nicht den Älteren herauskehren wollen. Dabei muss dem doch auch mal einer gesagt haben, dass immer der Ältere dem Jüngeren das Du anbietet und nicht umgekehrt. Aber was soll's. Der Verfall der Sitten, das Verkommen der Tugenden. Über so was ereifern sich ja derzeit sogar sogenannte linke Intellektuelle, hat er sich sagen lassen.

»Ich hab nichts mit ihr gehabt. Und ich will auch nichts mit ihr haben.«

Hauke gibt jetzt Gas. Diese Strecke nach Roikier kennt er im Schlaf; ist er damals, als sie den Schulheimskandal hatten, jeden Tag mindestens zweimal gefahren.

»Und warum hast du sie mir dann gezeigt?«, fragt Martin. »Ich wollte mal dein Urteil«, sagt Hauke.

Martin schaut ihn an.

»Wieso hast du mir das nicht früher gesagt? Dann hätte ich genauer hingeguckt. Urteil über was?«

»Glaubst du, jemand könnte dieser Frau das Dach über dem Kopf anzünden?«

Martin hält die Luft an. Dann stößt er einen leisen, ganz langsamen Pfeifton aus.

»Nicht dein Ernst!«, sagt er.

Hauke hebt die Schultern. Das Meer liegt jetzt direkt vor ihnen. Grau wie Alu. Ebenso der Himmel. Nur am Horizont, ungefähr einen Zentimeter über dem Meer, ein schmaler Streifen Licht. Lässt das Wasser an der Stelle glänzen wie ein ewig langes Schwert, das eben aus der Scheide gezogen wird.

»Sie hat mir mal von so einem Traum erzählt, die Leonie. Ich hatte damals gedacht, sie tut es mit Absicht. Um mir was klarzumachen. Aber was?«

Die Augen können einem schmerzen, wenn man lange genug hinschaut. Links auf dem Acker, der zum Gut Engelsby gehört, umkreist ein Schwarm Möwen einen Traktor, der eine Egge hinter sich herzieht.

»Was ist passiert?«, drängt Martin. »Nun rede doch schon.«

Hauke seufzt. »Das ist es ja«, sagt er. »Bis jetzt noch nichts. Und das macht mir Angst. Diese Ruhe, weißt du?«

Martin entspannt sich. Aber seine Stimme ist gereizt.

»Na also. Und ich dachte Wunder, was jetzt kommt.«

»Vielleicht kommt ja was«, sagt Hauke.

Er bremst. Schlammspuren von einem Güllewagen auf der Straße. Er folgt der Güllespur. Jeder hier in der Gegend weiß, dass man so etwas entfernen muss. Jeder Bauer weiß das. Aber manche halten sich einfach nicht dran. Schlimm genug, dass es in dieser Gegend stinkt wie das Pissoir eines Fußballstadions. Schlimm genug.

»Leonie Broders denkt es jedenfalls.«

Irgendwann, denkt Hauke, während Martin ihn forschend anschaut, wird man die Bauern zwingen, die Scheiße, die ihre Mastviecher produzieren, anders zu entsorgen, als sie einfach über Felder und Wiesen zu gießen.

Es gibt doch ohne das schon genug Scheiße auf der Welt.